

Catherine Blake

# Lass mich Hahnrei spielen!

ROMAN



»Der erotische Roman«  
Band 184

© 2013

Edition Combes  
im Verlag Frank de la Porte  
Frankenstraße 17  
D-96328 Küps  
Tel. 092 64-9766  
Fax 092 64-9776  
[www.edition-combes.de](http://www.edition-combes.de)

Titelfoto: © Alen-D – Fotolia.com

ISBN 978-3-937914-04-6

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.  
Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

## Prolog

Mein Name ist Catherine Blake. Ich bin Psychiaterin und Sexualtherapeutin und habe meine Praxis in New York. Ich beschäftige mich ausschließlich mit Fällen, in denen die Sexualität der Patienten von der sogenannten Norm abweicht. Ich verstehe darunter nicht unbedingt abnorme Neigungen. Nein, bei meinen Patienten handelt es sich ausschließlich um Personen, die das Gefühl haben, dass mit ihrer zwar ungewöhnlichen, aber keineswegs anormalen Sexualität etwas nicht stimmt und die deshalb in seelische Konflikte geraten sind.

In den meisten Fällen ist es mir bisher gelungen, das seelische Gleichgewicht der Patienten wieder herzustellen. Denn nur darum geht es. Man kann nicht von *Heilung* sprechen, denn es liegt nichts Krankhaftes vor. Ich lasse meine Patienten erzählen, was sie beschäftigt, was sie bedrückt; in manchen Fällen verschwinden dann die seelischen Probleme allein dadurch, dass sie sie ausgesprochen haben.

In meiner langjährigen Praxis habe ich die Erfahrung gemacht, dass man in meinem Beruf nur dann sein Ziel erreichen kann, wann man sich einem Fall vollständig widmet, und zwar – was am wichtigsten ist – mit absoluter Offenheit. Es darf in diesen Fällen keine Tabus geben, sonst verhindert man selbst den Erfolg. Deshalb verwende ich auch nicht die sterile

Sprache mancher Kollegen, die über Libido, Kopulation, Penis und Vagina sprechen. Der Patient oder die Patientin kommt zu mir, weil etwas mit seinem Schwanz oder mit ihrer Fotze nicht in Ordnung zu sein scheint oder weil sie Probleme beim Ficken haben. So nennen sie das, und ich muss sie ermuntern, die Sachen auch beim Namen zu nennen, damit sie aus sich herausgehen und sich mir öffnen können. Nur so kann ich in die Tiefe ihrer Seele blicken und dort die falsch interpretierten Sachen erkennen und zurechtrücken. Um diese absolute Hingabe und dieses Sich-Öffnen den Patienten zu erleichtern, bestehe ich darauf, dass sie sich völlig nackt auf meine Psychiatercouch legen. So kann ich ihren ganzen Körper ständig beobachten und auch die kleinsten Reaktionen oder Regungen registrieren, um mir ein Urteil zu bilden.

Ja, manchmal schlafe ich sogar mit meinen Patienten, wenn ich der Meinung bin, dass ihnen das hilft. Und ich bin glücklich, dass ich eine Frau bin. Denn ich liebe die Männer, und deshalb kann ich ihre Probleme verstehen. Und ich kenne die Frauen, deshalb sind mir auch ihre Probleme nicht unbekannt. Und ich kann sowohl mit Männern als auch mit Frauen schlafen, wobei mir das eine wie das andere ein höllisches Vergnügen bereitet.

In diesem Buch widme ich meine Aufmerksamkeit einer für Laien schier unverständlichen Tatsache: Wie ist es möglich, dass manche Männer sich nicht nur der schmerzlichen Tatsache beugen, dass sie von ih-

rer Freundin oder Geliebten, in dem meisten Fällen aber von der eigenen Ehefrau, betrogen werden, sondern dass sie im Gegenteil das alles auch noch genießen. Es ist wirklich ein Rätsel, wie man die qualvolle Erniedrigung, ein Hahnrei zu sein, nicht nur leidend erdulden, sondern sogar noch einen Lustgewinn für sich selbst darin finden kann.

Um die Sache verständlich zu machen, muss ich etwas weiter ausholen. Zwar habe ich entsprechende Untersuchungsdaten nur aus der westlichen Welt, deshalb kann ich auf das für mich unbekanntes Brauchtum und Ethos anderer Völker nicht eingehen, aber da ich weiß, dass sich die Sexualität über viele Jahrmillionen einheitlich in das Kleinhirn des Homo sapiens und seiner Vorfahren eingebrannt hat, dürfte der Unterschied zwischen den Sitten der westlichen Kulturvölker zu den anderen (ausgenommen vielleicht absolut isoliert lebende winzig kleine ethnische Einheiten im hohen Gebirge oder sonstigen unzugänglichen Gegenden der Erdkugel) nicht sehr groß sein.

Im mittelalterlichen England zum Beispiel hat der betrogene Ehemann nicht viel Mitgefühl erfahren, wenn seine Frau beim Ehebruch erwischt wurde. Im Gegenteil: Man hat ihm Hörner auf den Kopf gesetzt (daher der Ausdruck »Gehörnter«) und ihn in dieser Kostümierung durch die Straßen getrieben oder auf dem Dorfplatz zu Schau gestellt und außer mit Beschimpfungen und spöttischen Bemerkungen oft auch mit dem Inhalt des überall vorhandenen Pisspotts übergossen.

Hartnäckig hält sich auch das Märchen, dass die

Hörner, die jeder Hahnrei trägt, für jedermann zu sehen sind, nur er, der betroffene Trottel selbst, kann sie nicht sehen. Doch wie immer steckt auch in dieser Legende ein Funken Wahrheit. Wie es tausendmal schon vorgekommen ist, weiß es meistens schon die ganze Stadt, wenn eine treue Ehefrau für einen anderen Mann die Beine breit macht, nur der Gehörnte selbst ist derjenige, der das zuletzt erkennt – wenn überhaupt.

Erstaunlich ist deshalb, dass heutzutage so viele Männer mit Freuden bereit sind, diese Hörner zu tragen. Seit der sexuellen Revolution in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist die Zahl der freiwilligen Hahnreie sprunghaft gestiegen. Unzählige Ehemänner überall auf der Welt bekennen sich öffentlich dazu, dass sie gerne zuschauen – sowohl in der Phantasie als auch in der Wirklichkeit –, wenn ihre Frau Sex mit einem anderem Mann hat.

Wo aber bleibt die alles zerfressende Eifersucht, die jedem einzelnen Mann in der ersten Phase der Paarbeziehung solche Höllenqualen verursachen kann? Wann und vor allem weshalb ist sie plötzlich verschwunden?

Um diese Frage beantworten zu können, möchte ich zuerst den Begriff der Eifersucht aus wissenschaftlicher Sicht definieren: Die glühende Eifersucht soll für den Mann sicherstellen, dass nur er seine Sexualpartnerin befruchtet, also dass nur er seine Gene weitergeben und das Weiterleben seiner Rasse somit sichern kann. Das geht natürlich nur, wenn sein Weibchen mit keinem anderen Mann kopuliert, sie also

nicht von fremdem Sperma befruchtet werden kann. Und dieses Verhalten ist unauslöschbar in die Natur (in das Gehirn) des Mannes eingraviert. Er kann nichts dafür, er ist nicht dafür verantwortlich, er kann sich auch nicht dagegen wehren und er kann auch nicht mit noch so klugen Argumenten zu einem anderen Verhalten oder auch nur zu anderen Gefühlen überredet werden.

Und trotzdem verschwindet nach einer gewissen Zeit dieses Gefühl der Eifersucht, wenn auch nicht bei allen, aber doch bei einer sehr großen Anzahl der Männer, ob sie sich nun dazu bekennen oder nicht. Die Wissenschaft nimmt an, dass die Dunkelziffer noch wesentlich größer ist als angenommen. Ja, die Eifersucht kann sich sogar ins Gegenteil verwandeln, wie in allen Fällen, die ich in diesem Buch behandeln werde. Seltsam aber ist, dass diese Wandlung fast immer im bekannten »verflixten siebten Jahr« passiert. Aber warum gerade zu diesem Zeitpunkt?

Auch hierauf kann ich eine Antwort geben. Vorab aber noch eines: Es steht mir fern, auf jegliche Zahlenmystik einzugehen. Die Zahl sieben hat keine magischen Eigenschaften, wie manche Dummköpfe in sie hineingeheimnissen wollen. Die Woche hat sieben Tage, aber nicht aus religiösen oder mystischen Gründen. Nein, es ist viel einfacher: Bis zum römischen Reich (also mindestens einige hunderttausend Jahre lang) zählte die Menschheit die Zeit nach dem Mondkalender, das heißt dem Mondzyklus. Und dieser hat bekannterweise achtundzwanzig Tage, weil der Mond genau in dieser Zeit einmal die Erde umrundet. Um

diesen Monatszyklus – der übrigens auch die Menstruation der Frauen regelt – in überschaubare, also kürzere Zeiteinheiten zu gliedern, teilte man ihn einfach durch vier. So erhielt man eine Woche mit sieben Tagen, wobei man im Gegensatz zu unserer heutigen Zeitrechnung nicht mit halben Tagen beziehungsweise Schaltjahren rechnen musste. Eine andere Bedeutung hat die Zahl sieben nicht!

Die menschliche Kultur schreitet mit Riesenschritten voran, das allgemeine Wissen der Menschheit verdoppelt sich dank dem Computer alle zehn Jahre – aber die Physis, die körperliche Beschaffenheit der Menschen, hält damit nicht Schritt. Diese hat sich in Jahrmillionen entwickelt, und selbst die letzten achtzehnhundert Jahre brachten keine wesentliche Veränderung in die Lebensweise der Gattung Mensch. Zwar konnten die letzten Jahrzehnte hauptsächlich durch die enormen Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft und auch durch die als »unnatürlich« beschimpfte, im Grunde aber wesentlich gesündere Lebensweise unser Leben verlängern, aber unsere heutige Physis entspricht etwa der des Neandertalers.

Und zu dieser Zeit betrug die Lebenserwartung der Menschen (die große Kindersterblichkeit nicht mitgerechnet) etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahre. Die Paarbildung erfolgte sehr früh, meistens noch in der Pubertät, und da seinerzeit weder Kondome noch die Antibabypille existierten, hat ein Pärchen in den ersten etwa sieben Jahren des Zusammenlebens um die sieben bis zehn Kinder zur Welt gebracht. Im Hinblick auf die enorme Kindersterblichkeit war diese Anzahl



der Nachkommen gerade genug, um die Menschheit vor dem Aussterben zu bewahren. Nach diesen sieben Jahren (hier kommen wir also zu diesem »verflixten siebten Jahr«) und entsprechend vielen Kindern hatten die Eltern weiß Gott genug Arbeit damit, diese vielen hungrigen Mäuler zu ernähren. Und mit Verlaub: Ob dann ein fremder Mann der alten Frau seinen Schwanz noch reinsteckte oder nicht, wen interessierte das schon?

Sie wundern sich, dass ich bei einer Frau unter dreißig von einer alten Frau spreche? Nun, sie war alt. Sie hatte sich schon zu Tode gearbeitet, ein Kind nach dem anderen ausgetragen, und weil jedes Kind die Mutter einige Zähne kostet, wie man so schön sagt, war sie zahnlos und konnte sich nicht mehr richtig ernähren. Und wenn Sie sich immer noch wundern, dass ich diese prähistorische Frau in einem Alter, wo die heutigen Frauen zu leben beginnen, als alt bezeichne, dann lassen Sie mich noch das erwähnen:

Um das Jahr 1850 herum (zeitlich gesehen könnte man also vorgestern sagen) hat der berühmte französische Schriftsteller Victor Hugo einen Roman geschrieben, der mit dem folgenden Satz beginnt: *Zwei Greise unterhalten sich in Paris auf der Straße*. Beim Weiterlesen stellt sich heraus, dass diese »Greise« beide fünfundvierzig Jahre alt sind. Also zählte vor etwa anderthalb Jahrhunderten (wie gesagt: fast vorgestern) ein fünfundvierzigjähriger Mann nicht mal mehr zu den alten Männer, nein, er war ein Greis!

Na bitte! Und wenn wir uns all das vor Augen halten, müssen wir feststellen, dass unsere innere biolo-

gische Uhr heute noch genauso tickt wie zu den Zeiten des Cro-Magnon-Menschen: Nach den ersten sieben Jahren der Bemühungen, das Nest vor »Beschmutzung« zu bewahren, lassen wir jeden Gast rein. Weil unsere biologische Uhr eben so und nicht anders tickt. Die modernen, sprich freien Zeiten, brachten viele Freiheiten, auch in Sachen Sex. Die Menge der Eindrücke auf diesem Gebiet ist riesengroß, was zu einer gewissen Abstumpfung führen kann, also suchen wir nach immer neuen Reizen. Da passiert es dann, dass man es geil findet, wenn die eigene Frau oder auch Freundin fremdgeht. Das kann manchmal ganz lustig und sehr genussvoll sein. Und genau davon will ich in diesem Buch erzählen. Ich habe das Thema bereits in mehreren meiner Bücher erörtert, hier nehme ich die interessantesten – und damit auch reizvollsten und wollüstigsten – Fälle aus meiner Praxis unter die Lupe.

## Alpträume

*Der Patient, dessen Daten ich in die Patientenkartei eintrage, heißt Bernt Olson, wahrscheinlich ein Nachkomme von Einwanderern aus Skandinavien. (Alle Namen in diesem Buch wurden geändert.) Er ist groß, hat intensive, blaue Augen und flachsblondes Haar. Als er zu erzählen beginnt, spricht er klar und offen, und es ist offensichtlich, dass er weiß, dass man dem Arzt alles sagen kann und auch soll:*

Meine Frau Hazel und ich sind gleichaltrig. Wir waren etwa fünfzehn Jahre alt, als wir uns ineinander verliebten, mit neunzehn hatten wir zum ersten Mal Sex miteinander, und jetzt, mit siebenundzwanzig, lieben wir uns noch genauso wie am Anfang – wenn nicht noch mehr. Seit acht Jahren sind wir nun schon verheiratet, haben aber noch keine Kinder. Allerdings möchte Hazel unser erstes Kind noch vor ihrem dreißigsten Geburtstag zu Welt bringen, was auch mein Wunsch ist.

Ich habe einen guten Job, und wir wohnen zwar nicht feudal, aber modern und bequem. Es geht uns also wirklich gut. Wir haben einen nicht allzu großen, aber sehr netten Freundeskreis, alle etwa in unserem Alter.

Ich liebe meine Frau über alles, und sie liebt mich – trotz allem – ebenso. Natürlich war ich auf sie immer

eifersüchtig, obwohl sie mir nie einen Grund dafür gegeben hat. Dass ich eifersüchtig war, bedeutet nicht, dass wir deswegen Auseinandersetzungen gehabt hätten; nein, wir sprachen nicht einmal darüber, denn es gab nie einen Anlass, das Thema auch nur zu erwähnen. Ich weiß nur, dass es mir nicht gefiel, wenn fremde Männer sie wie geilgewordene Stiere anglotzten, obwohl ich mir natürlich bewusst bin, dass schöne Frauen häufig solche Reaktionen hervorrufen. Und meine Hazel ist wirklich sehr attraktiv, das muss ich sagen. Ihre großen, feurig schwarzen Augen, ihr schön geschwungener Mund, ihr langes dunkles Haar und ihr makelloser Teint – sie ist schon ein echter Hingucker, meine Hazel. Normalerweise hat es mich sogar gefreut, wenn sie anderen gefiel, und die anerkennenden Blicke – ja, auch die von fremden Männern – machten mich richtig stolz auf mein Eheweib. Ich mochte nur die Blicke nicht, die die eindeutige Aussage »*Die würde ich gern ficken*« hatten.

Unsere Freunde sind, wie schon erwähnt, in Ordnung. Allesamt sehr nett, hilfsbereit und umgänglich. Eine etwas nähere, um nicht zu sagen intimere Freundschaft verbindet uns mit einem Ehepaar, das in etwa in unserem Alter ist. Es sind Percy und Rosanna Hewitt. Mit Percy habe ich einige Jahre in derselben Firma gearbeitet – daher auch unsere Freundschaft –, bis er die Stelle wechselte, weil ihm der Arbeitsweg einfach zu lang war. Er wohnt nämlich ziemlich weit draußen vor der Stadt, und die zwei Stunden Fahrzeit hin und zurück wurden ihm irgendwann zu viel. Deshalb können wir uns auch nicht allzu oft be-